

Aus dem Leben eines Taugenichts : eine sonnige Geschichte aus einer Kleinstadt

Autor(en): **Kessler, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **206 (1927)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374772>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Eine sonnige Geschichte aus einer Kleinstadt von Adolf Kessler.



ag ein Strom noch so mächtig und grüngolden dahinfließen, wenn er sich am Ende seiner Laufbahn in viele kleine Aeste und Zweigeteilt, so verrinnen die letzten feinen Äderchen spurlos in dem Sand der Niederung. So erging es auch dem in frühern Jahrhunderten so angesehenen und einflußreichen Bürgergeschlechte der Gurras in dem Städtchen Reblingen. Hatten sich die Vorfäter in Kriegs- und Friedenszeiten als Hauptleute, Benner, Rottmeister, Schultheißen und Ratsherren ausgezeichnet, so gingen ihre Nachkömmlinge ohne besondere Auszeichnung in der Menge des allgemeinen Volkes auf, trieben, weil der frühere Glanz und Reichtum verschwunden war, ihr gelerntes Professionöchen schlecht und recht und dienten dem Räte und der Stadt in untergeordneten, wenig einträglichen Anstellungen, um die sie nach damaligem Brauche bei jeder Amtsveränderung des Rates „anhalten“, das heißt fast flehentlich bitten mußten. Trotzdem zehrten sie noch immer von dem Ruhme der Ahnen und betonten, wenn ihnen bei einem Freitrunke der Wein etwas zu Kopfe gestiegen war und ihnen im Gespräche jemand zu nahe trat, ihre allerdings nicht genau nachweisbare adelige Abstammung. Am höchsten erhaben über die gewöhnlichen Bürger fühlte sich aber unter allen Genossen des vielköpfigen Stammes derer von Gurras der Bettelvogt und Stadttrompeter Viborius. Er war nämlich Turmwächter. Von seiner Warte aus im vorspringenden Erker der St. Georgskirche gab er auf alles acht, was auf eine Meile in der Runde kroch und flog, blies jeden Morgen nach Vorschrift den kommenden Tag mit einem frommen Liede an, meldet jedes aufsteigende, verdächtige Räuchlein mit kräftigem Hornstoß und seilte den Znüniwein, den ihm seine Ehefrau Justina am Fuße des trutzigen Wachturmes bereitstellte, mit gelassener Miene in die Höhe. Weil aber nach den Worten der Bibel niemand zwei Herren dienen kann, außer er vernachlässige den einen von ihnen, unser Viborius aber gezwungen war, zur Vermehrung

seiner schmalen Einkünfte, noch des Amtes als städtischer Bettelvogt zu warten und nebenbei der Frau Musica als erster Trompeter in der Gilde der Stadtmusikanten zu huldigen, welche unter dem Pfeiferkönig von Rappoltsweiler im Elsaß stand und ihm ehemals für jedes Mitglied jährlich ein Huhn und einen Sester Haber entrichteten mußte, so hatte er als Stellvertreter auf dem Turme den Serpentbläser Urban Rueser bestellt, welcher die Stunden der Wache regelmäßig verschlief und den Znüniwein regelmäßig trank. Mit ihm war in jungen Jahren Viborius als fahrender Spielmann weit in eidgenössischen und deutschen Landen umhergekommen und hatte an seiner Seite manchen Pfeifertag bei „Unserer lieben Frau vom Dusenbach“ bei Rappoltsweiler mitgemacht. Deshalb hielt er ihm treue Freundschaft, ergatterte auch für ihn, den Fremdling, aber leidlichen Musikanten, ein kleines Amtchen in der Vaterstadt Reblingen, was dieser durch große Anhänglichkeit erwiderte und sich jeden Abend nie von ihm entfernte, ehe der auf dem Tisch stehende, große Steinkrug Frauotachersaft leer getrunken war. Er wohnte bei seinem Freunde in der ehemaligen „Reichskammer“, dem alten Turme an der Stadtmauer, wo der große gewölbte Raum der frühern Folterkammer zu Gefängniszellen für die inhaftierten Baganten und Landstreicher umgebaut war und wo die Bettelvögte der Stadt schon mehr als seit einem Jahrhundert als Gefangenwarte in Stille und Bescheidenheit ihres Amtes walteten. Weil sein Kämmerchen und seine Leber auf der Sonnenseite lagen, hatte er im Anfange seines Hierseins etwas über die Schnur gehauen, weshalb ihm der Rat bei Strafe der Ausweisung verbot, in der Stadt Wein zu trinken. Urban wußte sich aber auf einfache Art zu helfen. Er ließ sich Wein bringen wie vorher, trank ihn aber außerhalb der Stadt, indem er sich weit aus dem Fensterlein lehnte, das in die Ringmauer gebrochen war, womit er glaubte, das Gebot nicht gebrochen zu haben. Als der Schultheiß das erfuhr, lachte er und ließ des guten Witzes wegen die Sache auf sich beruhen. Im Räte, wo die Uebertretung zur Sprache kam, fertigte er den Ratsherrn Riggenschwiler, einen Mann von etwas grämlicher Gemütsart, mit dem Berse aus dem 1694 erschienenen „Mücken-Netz“ ab:

„Groß ist der Musikanten Durst,
Kein Wasser kann ihn stillen;
Er ist verbunden mit der Wurst,
Wenn sie nach Reichtumb zillen.
Was mit der Gurgel gwunnen wird,
Muß durch die Gurgel laufen;
Kein Trant bei ihnen sauer wird,
Weil sie es vor ausfaufen.“ --

Damit war die Angelegenheit erledigt, und Urban konnte in der Stadt bleiben, wo er nach und nach, allerdings „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Tr ebe“, nur noch selten auf gebogenen Wegen heimkehrte. —

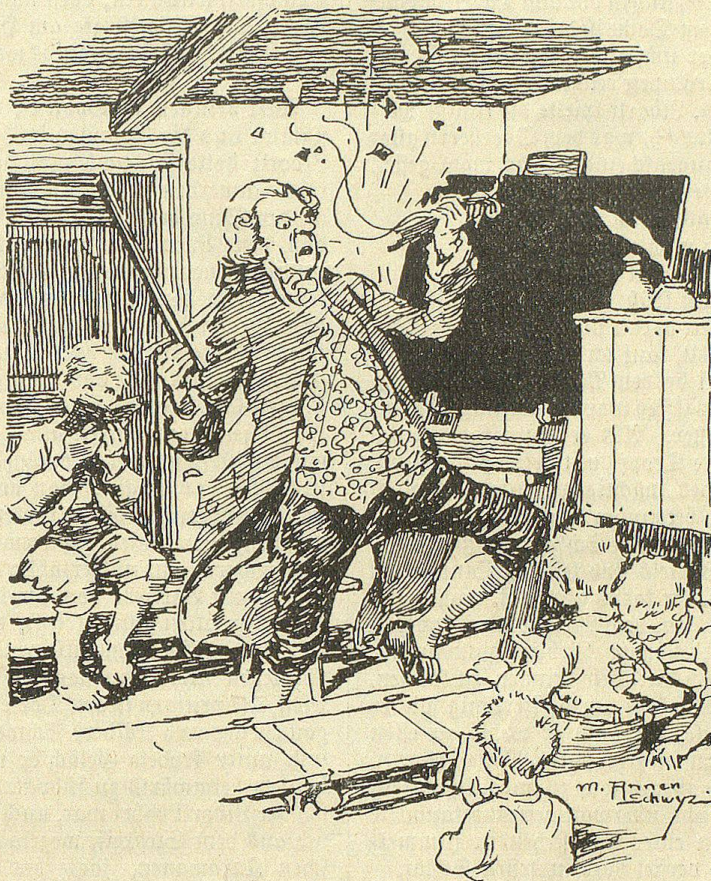
Mit großer Liebe schloß sich ihm das einzige Kind und Anäblein des Turmwächters, Bettelvogtes und Gefangenwartes, der zwölfjährige Viborius Gurras junior an, in der ganzen Stadt nur der Viborli genannt, ein geweckter

Junge mit hellen Augen und starken Gliedern. Unterrichtete ihn der Vater im Trompetenblasen, so fügte der Hausgenosse Urban noch die Unterweisung im Spiel der Geige, der Querflöte, des Waldhorns, der Posaune und der Trommel hinzu, welche Instrumente der Bube rasch begriff und in deren Handhabung so rasch Fortschritte machte, daß man ihn allgemein als musikalisches Wunderkind anstaunte. Leider hielten damit das Wachstum seiner Tugenden nicht gleichen Schritt, woran die verschiedenen Gespräche, welche der Vater und Urban über die Erlebnisse auf ihren Pfeifenfahrten miteinander führten, die Hauptschuld trugen. So wurde er ein Tunichtgut, ein Taugenichts, allerdings immer noch mit einem gewissen sonnigen Anstrich, über den man lachte, wenn man von den verschiedenen Neckereien nicht selber betroffen wurde. —

Als man das Bäumchen endlich biegen wollte, war es bereits zu spät. Der Wildling ließ sich nicht mehr gerade ziehen. Als Tambour zog er an der Spitze eines Trüppchens von Jungknaben trotz obrigkeitlichen Verbotes an die Kirchweih zu Wallenort, socht an der dort entstandenen Prügelei tapfer mit und schlug nach der siegreichen Heimkehr voller Kampflust und Sauerfeligkeit die Trommel auch noch durch die Gassen des Städtchens, so daß die Ratsherren erschrocken aus dem Schlafe aufwachen. Dafür mußte er vom eigenen Vater zwei Tage lang bei Wasser und Brot „getürmt“ werden. Nach überstandener Strafe sollte er mit seinen siebzehn Jahren und dem aus allen Gliedern sich reckenden Uebermuth die Lateinschule noch fernerhin besuchen. Das widerstrebte seinem Freiheitsdrange. Er praktizierte dem Chordirektor, der ein guter Lateiner, aber ein schlechter Geiger war und in die Schule kam, um mit den Knaben einen Hymnus zu Ehren des nächsten Tages in Reblingen zur Empfangnahme der Huldigung einzuziehenen Fürstbistums einzüben, einen Feuerwerkskörper, im Volksmunde „Frosch“ genannt, durch eines der „F. Böcher“ in die Violine, welche neben ihm auf dem Tische lag. Als der Chordirektor bei Erklärung des Liedertextes einschärfte, die Stelle „Vivat abbas, prinzepts noster“ müsse unisono so kräftig gesungen werden, daß gleichsam die Mauern von Jericho neuerdings erzittern würden, wenn sie noch stünden, explodierte die Violine mit donnerähnlichem Knall und fuhr in hundert Splintern auseinander. Sie war allerdings keine italienische Meister-

geige gewesen, sollte aber doch 20 Gulden gekostet haben, für welche nun des Viboris Vater aufkommen mußte. Der Feuerwerker wartete nicht ab, bis die Sache dem Vater hinterbracht worden war, sondern machte sich schleunigst davon, und eilte hinaus in die weite Welt, einem ungewissen Schicksal entgegen. So waren nun Viborius und Urban auf einmal allein, und als er nach vielen Jahren wieder heimkehrte, ruhten sie längst auf dem Totenfelde zu St. Peter, über das der vergoldete Hahn auf dem Kirchturm Wache hält.

Der Viborli wandte sich zuerst dem Elsaß zu, um den Pfeiferkönig aufzusuchen, von dem der Vater und Urban



immer so viel erzählt hatten. Von Mühlhausen aus wies man ihn nach Colmar, von Colmar nach Straßburg. Dort entdeckte er ihn endlich in einem schmalen Seitengäßchen in der Mansarde eines verfallenen, hochgiebeligen Hauses. Der Storch, der auf dem Dache nistete, schien als kinderbringender Vogel seine Gaben, um sich weite Flügel zu ersparen, gleich zum größten Teile in dieser Gasse abgestellt zu haben; denn es wimmelte vor den Häusern, in den Hausgängen und auf den Stiegentritten geradezu von kleinen schmutzigen Knaben und Mädchen, welche sich jauchzend und kreischend um die Kupfermünze balgten, die er vor ihnen auf die Straße warf. Er hatte dieselben auf der Reise in Dörfern und Städtchen sammengebettelt und glaubte nun, sich derselben entledigen zu können, weil bei dem Pfeiferkönige

für ihn ein neues Leben voller Glanz und Annehmlichkeit beginnen werde. Aber anstatt Pracht traf er Armut, und der Mann, der in dumpfer Stube, umgeben von sechs kleinen Kindern und einer bleichen, abgehärmten Frau beim Eintritte Viboris auf dem Fagott eine schwermütige Melodie blies, hatte nichts Königliches an sich. Anstatt der Krone trug er auf dem schon angegrauten Haupte eine alte Dächlikappe, die magern Beinchen, um welche viel zu kurze aber dafür zu weite Hosenstöße plampten, steckten in Holzschuhen, und anstatt eines Rubin's auf goldenem Stirnreif leuchtete nur dessen rotes Näschen, als Blume des Weines aus dem bleichen, mit achttägigen Bartstoppeln bedeckten Angesichte heraus.

Viborli grüßte zünftig, sagte seinen Spruch ohne Stottern her.

„Hast du Meß? 1)“ war die erste Frage.

„Nein!“

„So bist du also ein gewöhnlicher Breger? 2)“

„Nein, ich bin ein Klingfeger. 3)“

„Boß 4) dich, wenn du kein Meß hast. Du trägst keinen Windfang 5) und nur schlechte Staislinge 6) und mußt froh sein, wenn du bei mir Gislín 7) verdienen und dich im Winter am Fumfarthol 8) wärmen kannst. Für Keris 9) Sorge ich, wenn du mit mir auf den Dörfern spielst. Welche Instrumente kannst du?“

Der Viborli, dessen entschlossenes Wesen schnell wiederkehrte, nannte die Trompete und das Waldhorn.

„Gut. Du kannst bei mir bleiben. Mein früherer Gehülfe war ein Schmalhachel 10) und ist vor acht Tagen davon-gelaufen. Droben unter dem Dache ist dein Kaufhart 11).“

Die Frau und die Kinder umstanden ihn rügerig, als ihm der Pfeiferkönig eine Trompete reichte und ihn ersuchte, darauf ein Stück zu blasen. Viborli spielte die lustige Melodie des „Schmackenbrätlin“ 12), was dem Oberherrn aller fahrenden Schwegler 13) augenscheinlich sehr wohl gefiel, denn er sang dazu mit heiserem Vasse:

„Schmackenbrätlein ist mein Nam,
Schmarogens ich mich nimmer scham.
Al' Kirchweih, Hochzeit und Bankett,
Und wo man zechet früh und spät,
Da kann ich allzeit voran ston,
Wann man bezahlt, lauf ich davon.“

Lange hielt es der Viborli bei dem Manne, der ein Großsprecher war, nicht aus. Das Essen war schlecht und Schmalhans alle Tage Küchenmeister. Als er dann sogar sehen mußte, wie der eingebildete Tropf, mit seinem Hochmut, als sei er der Eierleger des mächtigen Kaisers römisch-deutscher Nation, wenn er betrunken nach Hause kam, die schwächliche, hohlwangige Frau mit Schlägen mißhandelte, entschloß er sich, leichten Beutels und leichten Sinnes den Wanderstab weiterzusetzen. Er tat es aber erst, nachdem er so viel Geld erübrigt hatte, um dem Meister die Trompete abzukaufen. Mit diesem, seinem Lieblingsinstrument, glaubte er, sich schon durch die Welt bringen zu können. Am Abend vor seiner Abreise kam der Pfeiferkönig wieder stark angeheitert nach Hause, und als er nichts zu essen vorfand, wollte er die Frau in gewohnter Weise prügeln. Weil die Geister des Wines aber in ihm zu mächtig waren, ließ er sich von Viborli leicht überwältigen und taumelte hinter den Vorhang des in einer Ecke stehenden Himmelbettes, entkleidete sich und verfiel bald in festen Schlaf.

„So, Frau, nun ist's an Euch, ihm einmal gehörig den Meister zu weisen und ihm klar darzutun, daß ihr Euch die üble Behandlung in Zukunft nicht mehr gefallen lassen wollt. Ich will Euch zeigen, wie Jhrs jedesmal anstellen müßt, ohne Euch selber zu gefährden“, so sprach der Viborli und führte die Königin, welche nicht wußte, was die Worte bedeuten sollten, zu dem Lager des schlummernden, jetzt so friedlich daliegenden Ehegemahls und Unholds. Unbemerkbar und still schlug er von beiden Seiten das grobe, zwilchene Leintuch über ihm zusammen, nahm Nadel und Zwirn und nähte das Tuch von oben bis unten fest aneinander. Dann gab er der Frau den Besen in die Hand.

1) Geld oder Münze. 2) Bettler. 3) Musikant. 4) Schweig!
5) Mantel. 6) Beinkleider, Hosen. 7) Stücklein Brot. 8) Kachelofen.
9) Wein. 10) Nebenredner. 11) Strohsak. 12) Lied aus Thomas Murners Schelmenzunft. 13) Pfeifer.

Er selber holte den Haselstock aus der Ecke und sagte: „So, nun will ich dem König aller Fahrenden mit seinem eigenen Szepter den Ritterschlag erteilen.“ Damit pritschte er den Mann, der in Gestalt einer hilflosen Raupengruppe dalag, nach Leibeskraften tüchtig durch. Der Königin ging über die zukünftige Regimentshandhabung auf einmal ein Licht auf. Sie stand mit dem Stumpbesen dem ersten Minister in der Palastrevolution kräftig bei, bis der gemäßregelte Hausstrann unter Schreien und Jammern ewigen Frieden und Besserung versprach. Erst dann erlöste sie ihn aus der mumienhaften Umwicklung. Am andern Morgen, als der Viborli schon seit mehr als zwei Stunden weiter rheinabwärts zog, rieb sie ihm die schmerzenden Glieder mit Kampferspiritus ein, hatte aber von nun an vor Schlägen Ruhe. Die Prügelstrafe am Hofe des oberelsäßischen und eidgenössischen Pfeiferkönigs war ein für allemal abgeschafft.

Weit drinnen in Spanien wars, wo die Sonne heiß flammt und die Gemüter im Zorne heiß ausbrennen. Der Viborli hatte sich nach mancherlei Irrfahrten in Frankreich anwerben lassen und kämpfte ennet den Pyrenäen an der Seite der Franzosen gegen die Engländer. Seine von den Vorbätern ererbte Mannhaftigkeit machte ihn beim Regimentskommandanten, sein Trompeseblasen und seine wilde Fröhlichkeit bei den Kameraden beliebt. Bei allen Beschwerden des langen Kriegszuges blieb er gesund wie der Distelfink auf den Tannenbäumen des heimatischen Bürgerwaldes, der vom Morgengrauen bis zum Abendglühen sein lustiges Spitzbubengesänglein pfeift, und die spanischen Pomeranzen und Feigen schmeckten ihm so süß wie die fürstbäbischen Federäpfel und Länglerbirnen. War das Essen rar, so ging man auf Requisition aus, was sich von Plünderung, die verboten war, nur durch die Benennung unterschied. Da machte der Trompeter Viborli immer gerne mit und erzählte den Kameraden, die mit ihm zogen, mit Vorliebe von ähnlichen Heldentaten der Neblinger im alten Zürichkrieg, die am Sonntagnachmittag drunten im Schützenhause dem Schießen mit der Musquete obgelegen und dann nachher Knall und Fall ausgerückt seien, um drunten in den Dörfern des angrenzenden Thurgaus Kühe und Kälber, Schweine und Ziegen zu rauben, und unter frohem Gelächter und mit verbeulten Beckelhauben heimwärts zu führen. So trieb man es, überall wo der Viborli dabei war, auch in Spanien. Man ernährte sich aus dem Stegreif, wegelagerte und überfiel die spanischen Karawanen, jagte die Eskorte in die Flucht und führte die Lebensmittel triumphierend ins Bivak, wo dann namentlich die erbeuteten, großen Schläuche mit Wein stürmisch begrüßt wurden. Der süße Malaga ging dem Trompeter so gut ein wie daheim der Neblinger entschwunenen Andenkens, und der Kommandant behauptete mehr als einmal, der Mann aus eidgenössischen Landen sei so trinkfest, daß er ihm lieber einen Kübel voll Xeres geben wollte als genug. Auf den Märkten in der Stadt gings ebenso schnell und fröhlich her. Sobald die Bauern mit Brot, Wein Zwiebeln, Melonen und rotem Pfeffer daselbst sich niedergelassen hatten, wurden sie von den französischen Soldaten, der Viborli voran, die alle auf einmal bedient sein wollten, jeder mit dem Gelde in der Hand und mit dem Geschrei: „Mir zuerst! Mir Brot! Mir dies! Mir das! Hier ist Geld!“ Zuerst belagert und bedrängt, bestürmt, hin- und hergezerrt, endlich nebst ihren Waren

umgestoßen, dann unter die Füße getreten und zuletzt gepöbeld, so daß die armen Teufel nach manchem „Maldita sea la francia!“ zuletzt Gott dankten, daß sie mit dem Leben davon kamen. — Als der Libori von den Obren wieder einmal als Urheber eines solchen Tumultes, wodurch sich die Franzosen auch die Spanier zu Feinden machten, ermittelt werden konnte, wurde er zu zwanzig Stockstreichen verurteilt. Schon hatte ihm der Profos die Hälfte davon aufgemessen, kam der ihm wohlgesinnte Oberst dazu und sagte lachend: „Schnallt ihn los, den Trompeter! Die andere Hälfte soll er erst morgen bekommen. Wenn er aber unterdessen einen guten Witz machen kann, un bon mot, das mich lustig dünkt, sei ihm die Strafe geschenkt.“

Lautlos schlich der Libori an seinen Posten zurück. Das Schlangenschmalz, mit dem sich jeder Soldner einrieb, ehe er auf die Exekutionsbank gelegt wurde und das als sicheres Mittel galt, sich gegen Schmerz unempfindlich zu machen, hatte nichts, rein nichts geholfen. Die Stiege brannten ihn wie das höllische Feuer. Und morgens nochmals die nämliche Portion! Mit den in der Nacht ertönten vor dem Zelte des Kommandanten die gräßlichen Stöße eines Jenerhorns. Voll Entsetzen stürzte dieser heraus ins Dunkel und rief: „Um Gotteswillen, wo brennt denn?“ Er fürchtete, das ganze Lager sei in Brand geraten. Nochmals setzte der Libori das Horn an die Rippen, und wieder tönte es fürchterlich und schaurig: „Tä...tä, tä, tä...h!“ — „Sacre dieu! Wo brennt denn?“ schrie der Oberst, der um sich blickte und doch nirgends einen Feuerschein entdecken konnte.

„Da brennt, Monsieur le commandant, wohin ich gestern nachmittag die zehn Stockstreiche empfangen habe,“ rief der Libori und machte eine entsprechende Handbewegung. Die ganze Abteilung, die sich um den Trompeter, diesen fündigen Teufel, wie ihn die Kameraden nannten, sammelgedrängt hatte, lachte aus vollem Halse, und mit den Soldaten lachten die Offiziere, im Hintergrunde der Profos und nicht am wenigsten der Oberst. Damit war dem Libori der Rest der Strafe erlassen und froh zog er acht Tage später ins Gefecht gegen die Engländer, die mit beispielloser Kühnheit und in großer Ordnung heranrückten. Wie eine rote Flamme über eine lange Häuserreihe züngelt, so scholl das Angriffssignal aus der Trompete Liboris

durch die Reihen der Franzosen. Mutig stürmte er voran. Auf einmal fuhr es wie ein mächtiger Stoß oder Schlag gegen seine Rippen. „Sacre blen!“ schrie er auf, tat einen Sprung in die Höhe und sank dann lautlos vornüber in ein Oleandergebüsch. Die Trompete hielt er krampfhaft umfaßt. Eine Kugel hatte ihn in die Seite getroffen. Als er wieder zu sich kam, lag er bleich und entkräftet in einem Saale des Lazarettes neben acht andern Schwerverwundeten. Er hörte, wie der Arzt zu einem Wärter sagte: „Er wird nicht mehr lange machen, der Schweizer da. Wenn er wieder zu sich kommt, so gebt ihm was er verlangt, daß er ruhig sterben kann.“

Der Libori wußte nun, wie es mit ihm stand, klammerte sich aber trotzdem fest an das Leben, das ihm noch niemals so schön erschienen war wie gerade jetzt. Als sich der Arzt entfernt hatte, winkte er dem Wärter.

„Was für einen Wunsch hast du, Kamerad?“ fragte dieser. „Willst du Malagawein, Datteln, frische Fetzen?“

„Nichts von dem. Gib mir meine Trompete, daß ich noch einmal nach Herzenslust blasen kann, wie daheim im lieben Tannenwalde ob der Thür, wo es weithin widerhallte.“

„Das ist zu anstrengend für dich. Du bist zu schwach. Du wirst daran sterben.“

„Tut nichts, gib mir die Trompete!“ bat er in flehentlichem Tone.

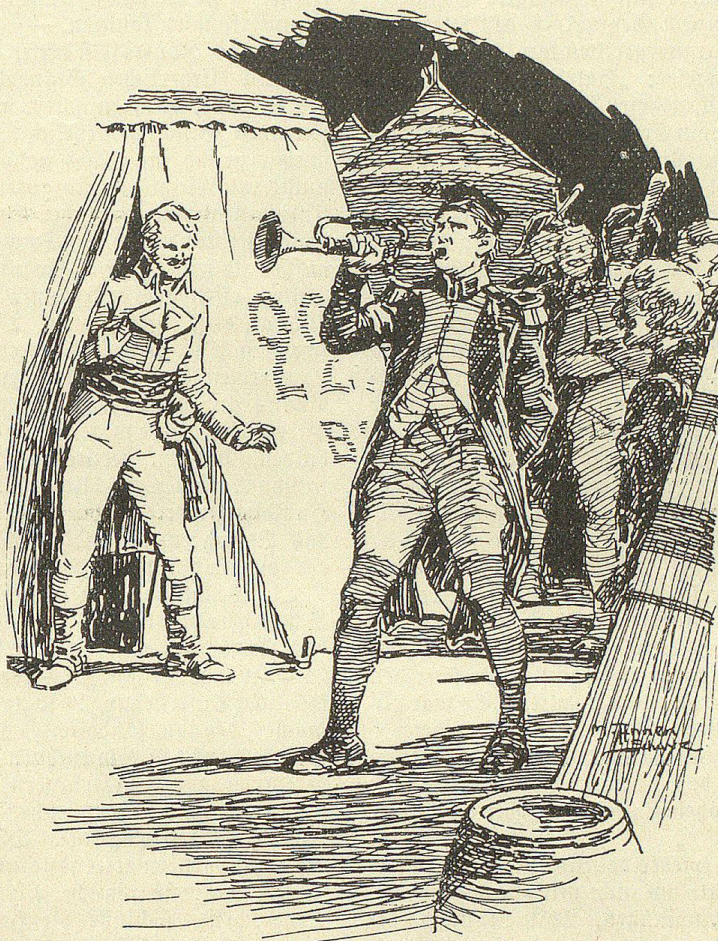
Man entsprach seinem Wunsche. Sein Auge flammte auf, als er das geliebte Instrument sah. Er dachte an den Vater und an den Urban, setzte dann an und schmetterte die Weise des alten Reblingermarsches, der schon

1444 die „krautigen Böcke“ auf ihren Kriegszügen zu mutigem Vordringen angefeuert hatte, hinein in den Saal, so daß die andern Verwundeten erschrakten und glaubten, die Posaune des jüngsten Gerichtes zu hören. Dann sank er zurück in die Kissen.

Am folgenden Morgen kam der Arzt. „Habt Ihr den Wunsch des Schweizers erfüllt?“ Man erzählte ihm, was vorgegangen sei. „Und dann ist er gestorben, nicht wahr? Er hat sich selber die Himmelfahrtsmusik gemacht!“

„Nein, er lebt; aber die andern acht, welche neben ihm lagen, sind alle tot. Das schreckliche Blasen hat ihnen allen den Odem genommen,“ bekam der Arzt zur Antwort. —

Nach wenigen Wochen hatte sich der Libori dank seiner



Eisennatur so weit erholt, daß er wieder mitmarschieren konnte und überall dabei war, wo Inglaterra geschlagen wurde. „Viva, Viva franceses! Viva la francia! Viva Espanha!“ scholl es ihm überall in Dörfern und Städten entgegen. Weil aber die Spanier trotz ihres begeisterten Hochrufes die Lebensmittel verbargen, mußte man öfters darben und sah sich gezwungen, wieder zum Fouragieren auszurücken. Eines Tages sonderte sich der Liborli von der hiezu beorderten Mannschaft ab und fouragierte auf eigene Faust. Er erbeutete außerhalb des Dorfes einen Bienenkorb, verstopfte das Flugloch mit seinem Mastuch, schlug dann seine Wolldecke über den schweren Reicher und lud ihn auf die Schultern. Eben als er damit durch eine Hecke schlüpfen wollte, jagte er just in besagter Oeffnung feuchend und schwitzend einem General in den Weg, der nebst Suite vom Dorfe heruntergeritten kam. Zornig, mit donnernder Stimme rief dieser: „Halt! Was hast du da geraubt? Profoßt Marschall, nehmen sie den Kerl hier gleich in Arrest und statutieren sie ein Exempel; denn alles Rauben und Plündern ist bei Lebensstrafe untersagt.“

„Wozu Schneckenbart und heißer Speck! Jetzt ist die Sache schlimm und du siehst die Schweizerberge und den Nebenhügel und den Turm der St. Georgskirche in der Heimat niemals wieder,“ dachte der Liborli und blickte den General, der ihn nicht kannte, einen Augenblick erstarrt und erschrocken an. Dann ermannte er sich aber schnell, warf den Bienenkorb mit Gewalt auf die Erde, rieß die Wolldecke weg und und ergriff schleunig die Flucht. Die über die grobe Behandlung wütenden Bienen stürzten heraus und fielen über die Generalität nebst dem Profoßt Marschall und alle die begleitenden, höhern Offiziere her, so daß auch sie über Hals und Kopf das Weiße suchen mußten. Der Liborli entkam glücklich und desertierte aus dem französischen Heere. Schlaun wußte er sich allen Nachforschungen zu entziehen; denn er hatte sich schon in der ersten Nacht die Kleidung eines spanischen Bauers verschaffen können. Als die Späher am andern Morgen seine Uniform und die Trompete am Ufer des zur Zeit hochgehenden Tajo fanden, nahm man an, er sei ertrunken. Das ganze Heer aber lachte über den Streich, den er dem General gespielt hatte. „Er war ein guter Kerl! Gott habe in selig, den lustigen Trompeter!“ sagte der Oberst des Regiments und zürnte den ausgesandten Posten gar nicht, daß sie nicht auch noch jenseits des Tajo nach dem Entflohenen gefahndet hatten. —

Liborius Gurras war wieder daheim in seiner Vaterstadt Reblingen. Man hatte ihn nicht mit offenen Armen, sondern mit Mißtrauen empfangen. Man kannte ja die Söldner und deren unsolide Lebensgewohnheiten. Als man aber in den ersten Wochen schon sah, daß er sich überraschend gut hielt und in der Fremde, wie man sich ausdrückte, die Hörnlein, mit denen er früher gegen alle Mauern und Mäuerchen der vom Räte erlassenen Sittenmandate und Verordnung in mutwillig angerannt war, gehörig abgestoßen hatte, zögerte man nicht, ihm das inzwischen schon zweimal freigewordene Amt eines Stadttrompeters auf Wohlverhalten hin zu übertragen. Und er verhielt sich wirklich wohl und bewies, daß man von einem jungen Menschen, der zuweilen über die Stränge schlägt, nicht sogleich orakeln soll, Hopfen und Malz seien an ihm verloren. Gut Ding will oftmalß Weile haben, und die Aepfelsorten, welche spät reifen, sind nicht die schlechtesten,

sondern die haltbarsten. Der Musikunterricht, den er um billiges Geld erteilte, war gut, und wenn man einen fröhlichen Gesellschafter haben wollte, der nebenbei viel zu erzählen wußte, so durfte man nur den Liborli einladen. Bei den Ratsherren und deren Frauen, die gerne etwas Gutes aßen, galt er viel, denn er führte in Reblingen den Blumenkohl ein, wozu er den Samen aus Frankreich mitgebracht hatte. Er bepflanzte sein halbes Bürgerackerlein mit dem neuen Gemüse und gab von den großen, rahmgelben Köpfen die Muster unentgeltlich an die gnädigen Herren und Magnaten der Stadt ab. Diese fanden mit ihren feinen Jünglein die geräucherten Schweinsrippchen mit dieser Zugabe noch einmal so gut wie früher, namentlich wenn sie die Mahlzeit mit einem Schluck Bursfelwein hinunterspülten konnten. —

Als nach Jahresfrist unser Stadttrompeter ein Jungfräulein bürgerlichen Standes, zwar arm an zeitlichen Gütern, aber reich an goldenen Sommersprossen auf dem zierlichen Gesichtchen ehelichte und sogar die Schwiegermutter zu sich ins Haus nahm, galt der frühere Taugenichts mit Recht als ein guter Bürger, loyaler, äbtischer Untertan und vortrefflicher Ehemann. Daß er unter dem Pantoffel stand und die Schwiegermutter mehr fürchten mußte als seiner Zeit in Spanien den Regimentskommandanten, offenbarte er keinem Menschen und so kam es auch nicht an die Oeffentlichkeit. Wenn sie mit lauten Worten schalt, gab er keine Widerrede, sondern riß schnell die Läuferchen der Stubensenster zurück, damit der Därm hinaus auf die Straße dringe. Das konnten aber des Heredes der Leute wegen Frau und Schwiegermutter nicht dulden, sondern beeilten sich, die Buzenscheiben ebenso schnell wieder zu schließen, worauf sich der Sturm legte. Hub das Unwetter aber nochmals an, so wiederholte er das Verfahren, bis endlich Meeresstille eine Fortsetzung der sonst so glücklichen Fahrt durch das Leben gestattete. —

Die Wehmutter zeriß dem Libori das Herz nicht, als die Schwiegermutter eines Tages nach kurzem Unwohlsein das Auge, das ihn mit scharfem Blicke so lange regiert hatte, zum Tode schloß. „Gebe ihr der Herrgott eine recht fröhliche Auferstehung!“ sagte er zu dem Nachbar Kammmacher, der ihm kondolierte, aber während seines Trostspruches auf den Stockzähnen lächelte und nur ins Haus gekommen war, um zu lauern, ob der Stadttrompeter den Anstand wahre und etwelche Trauer und geziemende Betrübniß an den Tag lege. Die Auferstehung kam früher als der Libori erwartet hatte und wurde für die Schwiegermutter eine recht fröhliche. Als er in ihrem großbeblumten Troge, dessen Schlüssel die Hingeschiedene immer bei sich getragen hatte, als Erbe Nachschau hielt, entdeckte er ein Kapitalbrieflein im Betrage von sechshundert Gulden, dessen Vorhandensein er wohl immer geahnt, das sie ihm aber stets verschwiegen hatte, das er nun aber endlich sein eigen nennen konnte. Er preßte es anstatt der Schwiegermutter da send ans Herz und ließ zur Bekämpfung der in seiner Brust wogenden Gefühle eine Maß Reblinger holen. Dieser Sorgenbrecher richtete in wieder dermaßen auf und strich die Trauerfalten seines Antlitzes so glatt, daß er zur Trompete griff und den Marsch zu blasen begann, unter dessen Klängen man bei Taravella in Spanien die im Kampfe gefallenen Krieger ins Grab gesenkt hatte. „Sie hats verdient, sie hats redlich verdient, daß man ihr diese Ehre erweist. Focht sie auch niemals unter dem Lilien-

banner der Bourbonen, so trug sie doch wie ein alter Landsknecht Courage im Leib“, beschwichtigte er seine Frau, die ihn mit scharfen Worten das Unschickliche und in hiesiger Gegend Ungewohnte seiner Trauermusik verwies. „Sacre milles tonnières!“ schrie er, „laß mich, sie hats verdient!“

Welch Wunder geschah nun! Lob und Musik waren so bestimmt und kräftig, daß die Schwiegermutter wieder erwachte und auf einmal verwundert die Augen aufschlug.

Sie war nur scheinot gewesen und lebte nachher noch fünf- zehn Jahre und sieben Monate gesund und fröhlich und erlebte die Freude, den Libori, ihren Schwiegerjohn, den man in seiner Jugend einen Taugenichts gescholten, zum Schützenmeister erwählt zu sehen, welcher der Stadt Reblingen zur Ehre gereichte und in allen seinenstellungen und Aemtern blieb, bis der Einzug der Franzosen am 2 Mai 1798 dem alten Regiment ein Ende machte. —

Wie=n=i emol ha wele de „Starch Frehner“ noemache.

Von Julius Ammann.

De starch Frehner ischt en Nationaturner gsee. Nemms wohl in acht. Das gilt zeh mol meh as Nationalrot. Emel zor sebe Zit, wo meer in Buebehofe ommegeumpet send, ischt de starch Frehner grad nebet em Ueli Rotach gstande. Wo jedem Fescht hed er en Vorbeer häabrocht. Nüd daß er extere Müüs ka hei; im Gegetaal. Er ischt ehnder mager gfer, aber zääch wie en Dofloot, ond wenn er si gstellt hed bim Hoselopf ischs em vorchoo, de Ma sei vo Ise ond Droht. Ringe, Schwinge und Stää stoße! Da ischt ehmgange för Züüni ond z'Nacht; aber au's Dreeschloo hed er verstande.

I wääß es no gar wohl, wie's gsee ischt am sebe Johr- mart, wo n-er met em hölzige Schlegel of der ifig Chraft- messer here ghaue hed. Bi jedem Chlof isch's Fälleli wie ne-n-Mechörnli a de lange Latte i d'Höchi bis zoberst as Glöggli gjocht, ond mit öbere Platz hets glüütet ond ver- zellt, wer de Sterchscht sei im Land. Einmal! Bravo! Zweimal! Hei fules! hets ghääße, ond meer Buebe send om de Herkules omme gstande met offne Müüler, hend glueget ond gstuunet ond jede hed bin em selber tenkt: Weni gad au scho eso starch wär. Zor sebe Zit hend d'Vüüt halt no wele ehrni Chraft zääge, 's Zulenze ond 's Ommehode ischt doozmol no nüd prämiert worde.

„Gell, du brächst ischt das Fälleli nüd emol en halbe Schueh i d'Höchi“ macht's Fäflers Föf zo meer ond fangt mi a uszige. „Moscht nüd määne, i sei e so en nützige Kärli wie du“ hanem zor Antwort ggee. Ond demet isch's 's Chögge ond 's Plagiere aaggange, wie's ebe Mode gsee ischt zwüschet der Onder- ond Oberschüler. Mer send emel wacker hender enand cho ond i wääß gad no, dammi ver- schwore ha, i sei au im Stand das zmachid, was de „starch Frehner“ here bringi. Fetz wärs jo de fryli am beschte gsee, meer hettid üüs beidsamman Chraftmesser ane gwooget. Aber s'Johrmartgeldtli ischt scho verbokt gsee ond so hemmer de Strit om öferi Chraft amen andere Objekt möse=n-usfedehte.

„Fechteroo, e so en Blöötterli wie du en bischt, chönnst nüd emol die seb Spani ufmake“, sääd de Föf, wommer

vors Vaters Wyheller cho send. „Wa määnscht.“ Ond scho bini henne a de Mechanik ghanget, ha gwörzt und gschwizt, was geescht, was hescht. Zerscht ischs mer gsee, die Spani sei völli iggrofchet. Weni elee gsee wär, hettis blybe loo. Aber de Föf ischt bimer zone gstande, hed gistlet ond so en äages, gspässis Füürli ka in Auge, daß i om alls nüd hett wele abgee. Zmol hets girt i dere Mechanik, ond gad ring isch sie usggange. Scho hani welle en Fuchzer abloo; aber d'Freud ischt mer eesmol im Hals stede blebe. De Föf hed si trocht, ond's Wyfueder met de Suuserfaß hed Lebe-n-übercho. Wie en wüetige-n-Elefant isch es die gäch Stroß ab, i em Satz öbers Müürli is Mueters St. Johannisbeierstunde ond scho hets krosset ond krachet as Hochbers Schendlescher, wie wenn 's ganz Hüüsli samt de Wertschaft ond de Schrienerbudik i d'Vöft gfloge wär. I — uf ond devo. 's wär mer eeding gsee, wenns die ganz Welt postt hett. I wär aseweg em ringschte os de Sach choo.

Wat noe hani de Wärme ghört ond d' Ufregig, wos ggee hed. Os allne Hüüser sends zspringid cho, hend gfallert ond gschumpfe über die Suubuebehar, hend de Schabe onderfuecht, d'Fend verworfe ond gjoommeret. D'Noch- büri gar hed tue wie nüd gschyd; 's ischt de fryli au z'begryffid gsee. En uunis Roch im Schendlescher ond do döre hed 's Wyfueder die lang Diechsle pätsch in Gang ine gestreckt wie-nen Elefant sin Rüffel, wenn er d'Vüüt abettlet. Au die beide Suuserfaß send mordsdomm of em Wage ghocket wie zwoe Müüsichig. 's ischt för de Vater ond för mi gad e wohrs Gfell gsee, daß d'Käase a de Faß ond a de Wage- reder ghäbet hend. Es hets denn e tüüri Schmier ggee. I ha de fryli au dereweg mini Prozent baar uszahlit überchoo. Ond au mis Buebegmüet hed en erbere Potsch vermütscht. Fetz hanis gwetzt, daß de Föf en falsche Tonder ischt. Of das Wetter abe ischt min Verstand gad en erbere Brocke gwachse. I hammers hender d'Ohre gschrebe, daß me nie meh söll verspreche, as me chön halte, ond daß mer fini Chraft nüd amene gspanete Wyfueder söll ussprobiere.

Liebs Ständli . . .

Liebs Ständli chönnst mer säge
Wie's det im Himmel isch!
Ob Stüehli sind vo Silber
Und guldig glänzt de Tisch?

Ob d'Wengeli det obe
Es Wolfebettli hend,
Ob s'nie zum schläcke Zäntli
Und Zuckerstängel wänd?

Martha Bfeffer-Surber.

Lüend d'Wengeli ächt folge
's ganz Zit dem Itebe Gott?
Sind's würkli brav und artig
Und sett nie ets „i wott“? —

— Fetz tuest mer früntli blinke
Han i's errate gha?
Ich's ase — wett i lieber
Nüd i de Himmel ga! —